

(Nachdruck verboten.)

## 2) Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

2.

An den Vorstand der Gemeinde Soleschau trat nun die Frage heran: Was geschieht mit den Kindern der Verurteilten? Verwandte, die verpflichtet werden könnten, für sie zu sorgen, haben sie nicht, und aus Liebhaberei wird sich niemand dazu verstehen.

In seiner Ratlosigkeit versüßte sich der Bürgermeister mit Pabel und Milada nach dem Schlosse und ließ die Gutsfrau bitten, ihm eine Audienz zu gewähren.

Sobald die alte Dame erfuhr, um was es sich handelte, kam sie in den Hof geeilt, so rasch ihre Beine, von denen eins merklich kürzer als das andere war, es ihr erlaubten. Das scharf geschnittene Gesicht vorgestreckt, die Brille auf der Abkernase, die Ellbogen weit vorgeschoben, humpelte sie auf die Gruppe zu, die ihrer am Tore wartete. Der Bürgermeister, ein stattlicher Mann in den besten Jahren, zog den Hut und machte einen umfänglichen Kratzfuß.

„Was will Er?“ sprach die Schloßfrau, indem sie ihn mit trüben Augen anblinzelte. „Ich weiß, was Er will; aber da wird nichts daraus, um die Kinder der Strolche, die einen braven Pfarrer erschlagen haben, kümmer' ich mich nicht. . . Da ist ja der Bub. Wie er ausschaut! Ich kenne ihn; er hat mir Kirichen gestohlen. Hat Er nicht?“ wandte sie sich an Pabel, der braunrot wurde und vor Unbehagen zu schiefen begann.

„Warum antwortet Er nicht? Warum nimmt Er die Mühe nicht ab?“

„Weil er keine hat,“ entschuldigte der Bürgermeister.

„So? Was sitzt ihm denn da auf dem Kopf?“

„Struppiges Haar, freiherrliche Gnaden.“

Ein helles Lachen erscholl, verstummte aber sofort, als die Greisin den dünnen Zeigefinger drohend gegen die erhob, die es ausgestoßen hatte.

„Und da ist das Mäd'el. Komm her.“

Milada näherte sich vertrauensvoll, und der Blick, den die Gutsfrau auf dem freundlichen Gesicht des Kindes ruhen ließ, verlor immer mehr von seiner Strenge. Er glitt über die kleine Gestalt und über die Lumpen, von denen sie umhangen war, und heftete sich auf die schlanken Füßchen, die der Staub grau gefärbt hatte.

Einer der plötzlichen Stimmungswechsel, denen die alte Dame unterworfen war, trat ein.

„Allenfalls das Mäd'el,“ begann sie von neuem, „will ich der Gemeinde abnehmen. Obwohl ich wirklich nicht weiß, wie ich dazu komme, etwas zu tun für die Gemeinde. Aber das weiß ich, das Kind geht zugrunde bei Euch, und wie kommt das Kind dazu, bei Euch zugrunde zu gehen?“

Der Bürgermeister wollte sich eine bescheidene Erwiderung erlauben.

„Red Er lieber nicht,“ fiel die Gutsfrau ihm ins Wort, „ich weiß alles. Die Kinder, für welche die Gemeinde das Schulgeld bezahlen soll, können mit zwölf Jahren das A vom B nicht unterscheiden.“

Sie schüttelte unwillig den Kopf, sah wieder auf Miladas Füße nieder und setzte hinzu: „Und die Kinder, für welche die Gemeinde das Schuhwerk zu bestreiten hat, laufen alle barfuß. Ich kenne Euch,“ wies sie die abermalige Einsprache zurück, die der Bürgermeister erheben wollte, „ich hab es lang aufgegeben, an Euren Einrichtungen etwas ändern zu wollen. Nehmt den Bub'n nur mit und sorgt für ihn nach Eurer Weise; der verdient's wohl, ein Gemeindegeld zu sein. Das Mäd'el kann gleich da bleiben.“

Der Bürgermeister gehorchte ihrem entlassenden Wink, hocherfreut, die Hälfte der neuen, seinem Dorfe zugefallenen Last losgeworden zu sein. Pabel folgte ihm bis ans Ende des Hofes. Dort blieb er stehen und sah sich nach der Schwester um. Es war schon eine Dienerin herbeigeeilt, der die gnädige Frau Anordnungen in bezug auf Milada erteilte.

„Baden,“ hieß es, „die Lumpen verbrennen, Kleider aussuchen aus dem Vorrat für Weihnachten.“

Bekommt sie auch etwas zu essen? fuhr es Pabel durch den Sinn. Sie ist gewiß hungrig. Seitdem er dachte, war es seine wichtigste Obliegenheit gewesen, das Kind vor Hunger zu schützen. Kleider haben ist schon gut, baden auch nicht übel, besonders in großer Gesellschaft in der Pferdeschwemme. — Wie oft hatte Pabel die Kleine hingetragen und sie im Wasser plätschern lassen mit Händen und Füßen! — Aber die Hauptsache bleibt doch — nicht hungern.

„Sag, daß Du hungrig bist!“ rief der Junge seiner Schwester ermahmend zu.

„Jetzt ist der Kerl noch da! Wirst Dich trollen?“ hallte es vom Schlosse herüber.

Der Bürgermeister, der schon um die Ecke des Gartenzauns biegen wollte, kehrte um, faßte Pabel am Kragen und zog ihn mit sich fort.

Drei Tage dauerten die Beratungen der Gemeindevorstände über Pabels Schicksal. Endlich kam ihnen ein guter Gedanke, den sie sich beeilten auszuführen. Eine Deputation begab sich ins Schloß und stellte an die Frau Baronin das untertänigste Ansuchen: weil sie schon so dobrotiva (allergütigst) gewesen, sich der Tochter des unglücklichen Golub anzunehmen, möge sie sich nun auch seines Sohnes annehmen.

Der Bescheid, den die Väter des Dorfes erhielten, lautete hoffnungslos verneinend, und die Beratungen wurden wieder aufgenommen.

Was tun?

„Das in solchen Fällen gewöhnliche,“ meinte der Bürgermeister; „der Bub geht von Haus zu Haus und findet jeden Tag bei einem anderen Bauer Verköstigung und Unterstand.“

Alle Bauern lehnten ab. Keiner wünschte den Sprößling der Raubmörder zum Hausgenossen der eigenen Sprößlinge zu machen, wenn auch nur einen Tag lang in vier oder fünf Wochen.

Zulezt wurde man darüber einig: Der Junge bleibt, wo er ist — wo ja sein eigener Vater ihn hingegeben hat: bei dem Spitzbuben, dem Gemeindegelben.

Freilich, wenn die Gemeinde sich den Luxus eines Geistesgestaltigen gestatten dürfte, würde es gegen dieses Auskunfts-mittel protestieren. Der Hirt (er führte den klassischen Namen Virgil) und sein Weib gehörten samt den Häuslern, bei denen sie wohnten, zu den Berrufensten des Ortes. Er war ein Trunkenbold, sie, kazenfalsch und böseartig, hatte wiederholt wegen Kurpfuscherei vor Gericht gestanden, ohne sich dadurch in der Ausübung ihres dunkeln Gewerbes betreten zu lassen.

Ein anderes Kind diesen Leuten zu überliefern, wäre auch niemandem eingefallen; aber der Pabel, der sieht bei ihnen nichts Schlechtes, das er nicht schon zu Hause hundertmal gesehen hat.

So biß man denn in den sauren Apfel und bewilligte jährlich vier Meken Korn zur Erhaltung Pabels. Der Hirt erhielt das Recht, ihn beim Austreiben und Hüten des Viehes zu verwenden, und versprach, darauf zu sehen, daß der Junge am Sonntag in die Kirche und im Winter so oft als möglich in die Schule komme.

Virgil bewohnte mit den Seinen ein Stübchen in der vorletzten Schaluppe am Ende des Dorfes. Es war ein Kasten lang und ebenso breit und hatte ein Fenster mit vier Scheiben, jede so groß wie ein halber Ziegelstein. Aufgemacht wurde es nie, weil der morsche Rahmen dabei in Stücke gegangen wäre. Unter dem Fenster stand eine Bank, auf der der Hirt schlief, der Bank gegenüber eine mit Stroh gefüllte Bettlade, in der Frau und Tochter schliefen. Den Zugang zur Stube bildete ein schmaler Flur, in dessen Tiefe sich der Herd befand. Er hätte zugleich als Ofen dienen sollen, erfüllte aber nur selten eine von beiden Bestimmungen, weil die Gelegenheiten, Holz zu stehlen, sich immer mehr verminderten. So diente er denn als Aufbewahrungsort für den mageren Vorrat an Getreide und Brot, für Virgils nie gereinigte Stiefel, seine Peitsche, seinen Knüttel, für ein schmutzfarbiges Durcheinander von alten Flaschen, henkellosen Kör-

Ben, Köpfen und Scherben, würdig des Birsels eines Realisten.

Zwischen dem Gerümpel hatte Pabel eine Lagerstätte für Milada zurechtgemacht, auf der sie ruhte, zusammengerollt wie ein Käselein. Er streckte sich auf dem Boden, dicht neben dem Herde aus, und wenn die Kleine im Laufe der Nacht erwachte, griff sie gleich mit den Händen nach ihm, zupfte ihn an den Haaren und fragte:

„Bist da, Pablicek?“  
Er brummte sie an: „Bin da, schlaf Du nur,“ bis sie wohl auch zum Spaß in den Finger, und sie stieß zum Spoh einen Schrei aus, und Virgil wettelte aus der Stube herüber: „Still, Ihr Raubgesindel, Ihr Galgenvögel!“

Lebend schwiag Milada, und Pabel erhob sich unhörbar auf seine Knie, streichelte das Kind und flüsterte ihm leise zu, bis es einschlief.

Als er zum ersten Male ohne die Schwester zur Ruhe gegangen war, hatte er gedacht: „Heut wird's gut, heut weckt er mich wenigstens nicht auf, der Valg.“ Am frühesten Morgen aber befand er sich schon auf der Dorfstraße und lief geraden Weges zum Schlosse. Das stand mitten im Garten, der von einem Drahtgitter umgeben war; ein dichtes, immergrünes Fichtengebüsch verwehrte ringsum den Einblick in dieses Heiligtum. Pabel pflanzte sich am Tore auf, das dem des Hauses gegenüberlag, preßte das Gesicht an die eisernen Stäbe und wartete. Sehr lange blieb alles still; plötzlich jedoch meinte Pabel das Zuschlagen von Fenstern und Türen und verworrenes Geschrei zu hören, meinte auch, die Stimme Miladas erkannt zu haben. Zugleich erbrauste ein heftiger Windstoß, schüttelte die toten Zweige von den Bäumen und trieb die dünnen Blätter im rauschenden Tanze durch die Luft. Zwei Mägde kamen aus dem Dienerturke zum Hause gestolpert, der im Hofe auf und ab stelzte. Er sprang mit einem so komischen Satz zur Seite, daß Pabel laut auslachen mußte. Im Schlosse und in seiner Umgebung wurde es nun lebendig; es kamen auch Leute zum Gartentor; wer aber durch dieses ein und ausging, spergte es langsam hinter sich ab. Eine Vorsichtsmoßregel, die ihrer Neuheit wegen manchem Vorübergehenden auffiel. — Das Gartentor absperren bei helllichtem Tage; was soll denn das heißen? Wird sich schwerlich lange halten, die unbequeme Einführung.

Aber sie hielt sich doch zum allgemeinen und mißbilligenden Erstaunen der Dorfbewohner, und nach und nach erfuhr man auch ihren Grund.

Dem Pabel wurde er durch Binska, des häßlichen Hirten hübsche Tochter, in folgender Weise mitgeteilt:

„Du Lump, Du, Deine Schwester ist jaust so ein Dump wie Du: Die Petruscha aus der herrschaftlichen Küche sagt, daß die gnädige Frau es mit Deiner Schwester treibt wie mit einem eigenen Kinde, und Deine Schwester will immer auf und davon. Darum wird das Schloß jetzt abgesperrt wie eine Geldtruhe. Wenn ich die gnädige Frau wäre, ich möcht solche Geschichten nicht machen; was ich tät, weiß ich. . . . Deinen Vater hat man am Hals aufgehängt, Deine Schwester würd ich an den Händen und Füßen binden und an die Wand hängen.“

Dieses Bild schwebte dem Pabel den ganzen Tag vor Augen, und nachts verschwamm es ihm mit einem anderen, dessen er sich aus der Kindheit besann.

Da hatte er gesehen, wie der Heger ein gefangenes blutjunges Reh aus dem Walde getragen hatte. Die Läufe waren ihm mit einem Strick zusammengeschnürt, und an denen hing es am Stod über des Hegers Rücken. Pabel erinnerte sich, wie es dem schlanken Hals gebogen, die Ohren gespitzt und das Haupt emporzuheben gesucht; er erinnerte sich der Verzweiflung, die dem feinen Geschöpf aus den Augen geschaut hatte.

Im Traume kamen ihm diese Augen nun vor — aber wie Miladas Augen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Schnauzl.

Von Karl Schönherr.

Nähe dem „Spridrigwäldchen“, in der „Wuit'n“, ist eine kleine Froschlade; wer den Mund recht voll nehmen will, mag sie, wie es der Bestzer tut, auch „Waldsee“ nennen.

Dort an der Froschlade hinter dem dichten Erlensbusch hat ein

Karrner vorgestern abend sein Hündchen geschlachtet. Heute noch ist das ganze Dorf gegen den rohschlächtigen Karrner auf. Aber wer hat denn nur auch das Lügengefählein erfunden: „Jedes Hasel findet sein Graferl?“

Ein Jemand hat so den armen Mann mit der Stube voll Kinder getröstet. Und der drauf mit einem tiefen Seufzer:

„Ach ja, wär' alles recht! Aber meine Kinder, Gott sei's geklagt, die essen kein Gras!“

Im „Spridrig“ draußen, wo der Karrnerwagen steht, denkst auch, da hätte es nicht einmal ein Mäulchen voll Gras gegeben, so glatt gerupft waren Ader und Wiese. Die Karrnerkinder hätten es vielleicht gegessen, denn die waren wie hungrige Wölfe. Unter der schmierigen Plache des Wagens steden sie zu fünft die zausigen Köpfe hervor und schreien, wie die hungrigen Raben:

„Vater, o, Mutter, ol Kochen . . . sied'n und brat'n . . . ess'n . . .“

Das Kleinste, so ein weißblondes Schimmelnchen, das war der ärgste Schreihals. Schrie so arg, daß selbst der Schnauzl, der drei Schritte vor dem Karren liegt und scharfe Wacht hält, nur so verwundert aufschaut. Ihm knurrt ja auch sein Hundemagen. Wenn da jedes gleich so schreien wollte!

Die Mutter lauert vor dem Karren auf dem Boden; sie hat die hochgezogenen Knie mit den Armen umspannt und späht wie ein Raubvogel die Gegend nach Nahrung ab; um und um nichts; keinen Erdapfel in der Furche, kein einziges Maiskölbchen haben die Bauern bei der Fehung vergessen. Denn es ist ein hungriges Jahr, und die geizigen Bauern muß man nur kennen.

Der Vater scheucht die zausigen Schreihälse mit dem Stod in den Wagenfond zurück.

„Und Du, kleiner Schimmel . . . kein' Ruder mehl!“

Drücken sich die Kinder auf ein Weillchen ins Stroh und kichern untereinander:

„Der Vater, hal Der hat ein' guten Schnellfieder! Mit dem ist gleich 'Locht!“

Der Vater tut nur so groß. Gäß' ihnen auch lieber zu essen. „Aber wenn nichts da ist — da sied' oder brat'!“

Er späht scharf feldwärts nach seinem ältesten Buben aus, den er auf Bettel und Dieberei ausgehickt hat. Jeden Augenblick muß er kommen, und der kommt gewiß mit vollen Taschen. Denn für den Lixilex gibt es nicht Schloß noch Riegel; der schlüpft durch jedes Kellerloch. Der Lixilex ist ein junger Meisterdieb.

Es währt kein Vaterunser lang, da wagen sich die zausigen Köpfe wieder unter der Plache hervor; zuerst jaghaft, das weißblonde Schimmelnköpfchen, dann die anderen der Reihe nach . . . eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . .

„Vater, o, Mutter, o, wenn locht's denn amal . . .“

Der Vater greift wieder nach seinem „Schnellfieder“; im Nu verschwinden die Köpfe. Die Mutter späht wie ein Raubvogel nach Nahrung aus. Um und um nichts.

„Da sied' oder brat'!“

Feldwärts kommt der Lixilex. Der kommt wie gerufen.

„Der Lixilex! Kinder! Der bringt Zehrung . . . Der bringt alle Tasch'n voll!“ schreit die Mutter.

Da geht es im Karren lunterbunt durcheinander; ein Geschrei und ein Kreischen wie von jungen Raben.

Der Vater mustert den näherkommenden Leg mit scharfen Augen. Läßt seine prüfenden Blicke an dem dünnen Jungen auf- und niederschweifen; dann fängt er an die Stirn zu runzeln; denn nirgendwo erspäht er an den Taschen des Lixilex eine Ausbuchtung, die auf Beute schließen ließe. Dafür hat der Karrner einen guten Wlad. Der Junge hat es nicht eilig mit dem Näherkommen; mögen die Kinder noch so schreien und die Hälse aus dem Karren streden.

„Lixilex! Kauf! Kauf! Was hast kriegt, Erdäpfel und Brot . . . und Sped?“

„An Dred!“ schreit ihnen der Junge entgegen. „Den Wudel voll Schläg' hab' i kriegt!“ Und bedeutet den Vater:

„In der Kellerrunde beim Kürbisbauer bin ich steden blieben, und da haben sie mich gedroschen, der alte Kürbis und die Kürbisin! Aber schon ganz anders!“ Und reißt sich den schmerzenden Rücken.

Nun drischt ihn der Vater. Die erbosteten Kinder hallen unter der Plache hervor die Fäuste gegen den Leg und eifern den Vater an:

„Vater! Nur fest; mit dem Schnellfieder!“

Das kleine Schimmelnchen wirft gar einen alten Hasendeckel nach dem Jungen. Aber der nimmt das Leben nicht schwer. Streckt die Zunge heraus, locht zu den Schlägen und freut sich wie ein Schneekönig, daß Schimmelnchens Wurfgeschöß sein Ziel verfehlt hat: „Schled' auf . . . Schimmeltopf!“

Die Mutter späht wie ein Raubvogel die Gegend nach Nahrung ab. Um und um nichts!

„Da sied' oder brat'!“

Bleiben ihre Augen plötzlich an dem wachhallenden Schnauzl hängen; begehrlich ausleuchtend wie Habichtsaugen. Das merkt der Karrner. Er sieht die Mutter eine Weile nur so groß an. Ganz angstvoll. Dann sagt er drohend, langsam:

„Dul Altel halt' Deine Augen im Raum!“

Seine Blicke funkeln wie ein bloßes Messer. Die Mutter hat ja nur den Schnauzl ein bißchen fixiert. Aber der Karrner laus davon ganz aus dem Häuschen. Eine richtige Angst hatte ihn gepackt:

„Auf, Altel! Ins Dorf! Wir zwei . . . ich und Dul! Und los

gegnet wir einem Bäd' . . . ich reiß' ihm sein' Broi'korb weg . . . und sind' ich kein' Kellerlud'n offen . . . i renn' mit dem Schäd'el ein Loch durch die Mauer!

„Und der Schnauzl halt' schon Wad' derweil vor dem Karren . . . geht, Schnauzl, bis wir kommen . . .“ Und er streichelt das Hündchen und kraut ihm das zottige Fell und tut ihm schön, wie noch nie. Es fehlte nicht viel und der harte Karrner hätte wässerige Augen bekommen.

Der Schnauzl wedelt und heftet seine Augen, schwarzen, bläulich schillernden Auglein ganz vorwurfsvoll auf seinen Herrn, als wollte er sagen:

„Hab' ich vielleicht einmal nicht Wad' gehalten? Tüt' schon bitten!“

Sie torkeln selbender dem Dorfe zu, er und sie; alles liegt still. Die feuchten Herbstnebel krochen über die Gasse. Sie tappten von Haus zu Haus, von Tür zu Tür. Niemand öffnete. Die Bauern lagen schon in den Federn oder hinter dem Ofen. Ja, wenn es gegen den Spätherbst geht, werden die Bauern faul wie Marmelade. Und wo sich ein Fenster aufstaut und man sah das Karrnerpaar, da hieß es:

„Schert euch; Diebsleuten gibt man nichts!“

Und Tür das Fenster wieder zu. Kein Bäd' mit Brot kam des Weges; keine Kellerlud'e war offen. Und mit dem Schäd'el durch die Mauer . . . ist leichter gesagt als getan.

Also wieder heim, ohne Zehrung und Futter. Die Karrnerin redet kein Wort und läßt den Kopf hängen; der Karrner geht in der herblichen Dämmerung neben ihr her und hört ihr zu.

Schon von weitem vernahmen sie den wilden Chorus der Kinder:

„Vater, o, Mutter, ol Sieden . . . braten . . . essen . . .“

Je näher sie kamen, desto wilder scholl das Geschrei. Nur der Schnauzl liegt unentwegt drei Schritte vor dem Karren und lagt scharf ausspähend ins Weite; ein guter, ein getreuer Wäd'ler. Als Vater und Mutter an den Karren kamen, geht ihnen das Getöse der Kinder entgegen. Sagt die Mutter so vor sich hin:

„Wie fett der Schnauzl ist!“

Und mustert gierig das Hündchen.

Da wurde der Karrner gar wild. Schreit und tobt, daß ihm die Halsadern wie kleine Stride schwellen:

„Fett oder nit' fett!“

Langt nach seinem Stod und haut seine Alle, daß sie tanzt. Dann wildauf gegen die Kinder:

„Still . . . auf der Stell'! Oder Schlag' euch alle toll!“

Aber die Kinder sind nicht mehr still. Nur um so länger reden sie ihre Häße aus dem Karren und schreien wie offene Rebellen:

„Schlag' zu . . . mit Dein' Schnellfeder! Schlag' uns abl' Erspart' das Ess'n!“

Läßt der Karrner den Stod langsam sinken; setzt sich neben dem Karren auf den Boden; beginnt zwischen den Zähnen zu pflefen.

Die Mutter weiß nichts Gescheites anzufangen; zählt mechanisch die zausigen Köpfe:

„Eins, zwei, drei, vier . . . eins, zwei, drei, vier . . .“

Und wo ist der fünfte? Der kleine Schimmelkopf ist nicht da; der wildeste, ungeberdigste Schreihals. Die Mutter tritt näher; sieht unter die Plache. Da sitzt das Schimmelmelch zusammengelauert im Karrenstroh; nagt und saugt — woran denn nur?

„Jesus Maria! An alten Lederfled' nagt's an, das Schimmelköpfl!“ Und Mutters Stimme schnitt wie ein Messer.

(Schluß folgt.)

## fleischfressende Pflanzen.<sup>\*)</sup>

Jedem Naturfreund ist es heute bekannt, daß es „fleischfressende“ oder, wie sie auch häufig genannt werden, „insektenfressende“ Pflanzen gibt. Erstere Bezeichnung ist vorzuziehen, weil die Ausnützung gefangener tierischer Körper das Ausschlaggebende ist und es sich dabei ja nicht ausschließlich nur um Insekten handelt. Wer nicht näher auf dem Gebiete der Pflanzenbiologie orientiert ist, hat kaum eine richtige Vorstellung davon, wie mannigfach die hierhergehörigen Einrichtungen und welche physiologische und biologische Probleme mit diesem Gegenstande verbunden sind. Auch darüber, was eigentlich hinter dieser „Fleischfresserei“ gewisser Pflanzen steckt, und wie man sich diese für Pflanzen sehr absonderliche Ernährungsweise zu denken habe, dürften in weiteren Kreisen manche unrichtige oder wenigstens unzulängliche Vorstellungen zu finden sein. Uebrigens dürfte (vielleicht neben der Blütenbiologie und den Sinnesorganen) auf dem Gebiete des Pflanzenlebens kaum ein Gegenstand zu finden sein, der auch für den Nichtfachmann so anziehend wäre wie der vorliegende. Und dies zwar schon deshalb, weil die hier zu erörternden Tatsachen die vielfachsten Beziehungen zu den wichtigsten Erscheinungen des Pflanzenlebens überhaupt aufweisen.

<sup>\*)</sup> Wir entnehmen den vorstehenden Aufsatz dem soeben erschienenen Bändchen: „Die fleischfressenden Pflanzen“ von Prof. Dr. Adolf Wagner. Mit 82 Abbildungen im Text („Aus Natur und Geisteswelt“, Band 84. Verlag von W. G. Deubner in Leipzig und Berlin. Preis geh. 1.— M., geb. 1,25 M.).

Die „Carnivorie“ (Fleischfresserei) und die mit ihr verbundenen Einrichtungen geben uns ein Bild davon, bis zu welcher Höchstleistung die Anpassung des pflanzlichen Organismus fortzuschreiten fähig ist. So vermag eine genauere Kenntnis dieser absonderlichen Gewächse uns in höherem Maße einen Einblick in die feinere Organisation der Pflanze zu gewähren, als es vielleicht zuerst den Anschein haben möchte. Die neuere Zeit hat mit ihrer den Erdball umspannenden Forcirtätigkeit, mit ihrem geschärften Blick und den verbesserten Methoden gerade für das Verständnis dieser Pflanzengruppe viel Aufklärendes geleistet, so daß es heute möglich ist, ein ziemlich einheitliches und in der Hauptsache zuverlässiges Bild zu entwerfen, wenn auch noch vieles — und wer weiß, wie bedeutungsvolles! — künftiger Forschung vorbehalten bleibt.

Für die Zeit, da die Pflanzenbiologie in ihrer ersten Entwicklung stand, war zunächst die Vorstellung der Reizbarkeit und dann die des Vorkommens einer Verdauung tierischer Stoffe bei einer Pflanze allerdings ein Niefensprung. Für unser heutiges Wissen fügen sich die Eigentümlichkeiten dieser biologischen Gruppe der fleischfressenden Pflanzen zwanglos in eine Reihe pflanzlicher Ernährungsgattungen ein.

Bekanntlich vermag die heutige Wissenschaft, sobald sie die Gesamtheit der Tier- und Pflanzenwelt in Betracht zieht, keinen durchgreifenden Gegensatz zwischen beiden Organismenreichen namhaft zu machen. Sie sind beide mit den allgemeinen Lebensfunktionen ausgerüstet; wenn zwischen den höher entwickelten Formen beider Entwicklungsstufen einschneidende Unterschiede vorhanden sind, so betreffen diese entweder bloß den Grad der Ausbildung der einzelnen Lebensfunktionen oder sind überhaupt bloß sekundärer Natur. Gerade jene Merkmale, die einstens als die zweifellos ausschlaggebenden für die Definition des „Tierischen“ galten: Reizbarkeit (Empfindungsvermögen) und aktive Bewegung, mußten in dieser Bedeutung zu allererst aufgegeben werden. Gerade hierin sind Tier und Pflanze prinzipiell am wenigsten verschieden. Hingegen weist die Ernährung bei Pflanzen und Tieren die bedeutendsten Differenzen auf. In dieser Beziehung gingen die beiden Entwicklungsstufen am weitesten auseinander. Trotzdem kam es auch hier zu keiner allseitigen Gegensätzlichkeit. Wohl gibt es kein Tier, das sich nach Art der grünen Pflanzen nährt; aber es gibt reichlich viele nicht-grüne Pflanzen, welche in ihrer Ernährungsweise (physiologisch!) den Tieren gleichzustellen sind. Und unter den grünen Pflanzen gibt es wiederum einige, bei denen beide Ernährungsarten kombiniert sind.

Dieser Prozeß der unmittelbaren Kohlenstoffgewinnung aus der Kohlenäure und der Synthese der Kohlehydrate aus den Elementen im Chlorophyll unter Einwirkung des Lichtes ist ein Ernährungs-Spezifikum der grünen Pflanzen. Da der Tierwelt diese Möglichkeit der Ernährung auf allen Stufen ihrer Entwicklung versagt ist, so ist sie in ihrer Existenz letzten Endes durchaus von der grünen Pflanzenwelt abhängig.

Aber auch einem Teile der Pflanzenwelt geht es nicht besser. Im Laufe der Entwicklung haben sich im Pflanzenreiche gewisse ernährungsphysiologische Typen herangebildet, bei denen, ganz wie beim Tiere, schon vorhandene organische Stoffe die Nahrungsquelle bilden.

Wenn aber die in Rede stehenden Pflanzen wirklich fleischfressend sein sollen, so müssen sie (da in die Pflanze die Nahrung von Anfang an nur von der äußeren Oberfläche aus in die Zellen gelangen, also nur in flüssiger Form überhaupt aufgenommen werden kann) zugleich fleischverdauende Pflanzen sein. Es muß an ihnen die Ausscheidung löslicher Stoffe von einer dem Magenstoffe gleichwertigen, d. h. peptonisierenden Wirkung stattfinden. Nur solche mit dieser Fähigkeit ausgerüstete Pflanzen sind im eigentlichen Sinne als fleischfressend zu bezeichnen.

Wenn ferner Insektenfang und Stickstoffnahrung auf diesem Wege zu einer regelmäßigen Tätigkeit werden sollen, dann muß nicht bloß dafür gesorgt sein, daß herankommende kleine Tiere festgehalten werden, sondern auch dafür, — daß sie wirklich herankommen. Wer sich darauf beschränkt, eine offene Mause Falle hinzustellen und zu warten, bis sich zufällig ein Mäuslein hineinverirrt, der wird hinsichtlich seiner Ausbeute im Nachteile sein gegen denjenigen, der schlau genug ist, in die Falle auch einen verlockenden Köder zu legen. Es wäre denn, die Falle stünde an einem Orte, an dem so zahlreiche Mäuse vorbeikommen, daß eines oder das andere Opfer unbedingt hineingeraten muß. Diese Erwägungen des berechnenden Verstandes hat die Natur bei der Ausrüstung der fleischfressenden Pflanzen längst vorweggenommen; wo die Fangapparate so beschaffen und angebracht sind, daß auf alle Fälle genügend viele Opfer mit ihnen in Berührung kommen müssen, spielen besondere Anlockungsmittel keine oder nur eine untergeordnete Rolle. Wo aber diese Bedingungen nicht genügend gesichert sind, kommt noch ein ganzer Apparat von Anlockungsmitteln dazu, die dann zum Teil mitunter noch in so raffinierter Weise verwendet werden, daß das Opfer seine Lüsterheit unfehlbar mit dem Tode büßen muß. Es ist sicherlich sehr bemerkenswert, daß wir hier ganz denselben Anlockungsmitteln begegnen, welche die Pflanzen auch anderwärts in mannigfachen Kombinationen anzuwenden gelernt haben, wenn auch nicht in Dienste so raubgieriger Bestrebungen, — nämlich im Interesse der Bestäubung der Blüten.

Diesen selben Anlockungsmitteln, die hier einer harmlosen und gewöhnlich beiden Teilen nützlichen gegenseitigen Anpassung dienen, begegnen wir wiederum, teilweise wenigstens, bei den Insekten-

fallen der Carnivoren. Nur daß es sich hier nicht um Bezahlung für geleisteten Liebesdienst handelt, sondern für die abnungslosen Besucher um Leben und Tod geht, d. h. richtiger gesagt: fast immer um den Tod. Die Sarracenieen und Repenthen haben reichlich Honigdrüsen, die aber so angebracht sind, daß das Insekt in die Falle gehen muß, aus der es kein Entkommen mehr gibt. Bei den teilweise das Wasser bewohnenden Utricularien ist es wieder Schleimabsonderung, welche den Söder bildet. Repenthen und Sarracenieen leuchten in prächtigen Farben, so daß ihre Namen und Schläuche von Unkundigen häufig für große Blüten angesehen werden. Die Blätter der Drosera-Arten (die auch zugleich durch Rotfärbung ausgezeichnet sind) sowie die von Drosophyllum sind auffällig durch die im Sonnenschein gleich Taupropfen glitzernden Schleimtropfen. Auch Gerüche werden abgegeben, so für Drosophyllum ein deutlich wahrnehmbares Weichgeruch. — In speziellen Fällen wird der Gangapparat dann noch durch besondere Sinnesorgane ergänzt, welche der Pflanze die Anwesenheit eines Opfers ankuhnden.

Wir sind heute in der Lage, über die Carnivorie ein ziemlich einheitliches Bild zu geben und deren „Sonderbarkeit“ wenigstens in der Hauptsache zu begreifen. Daß kommende Forschung noch mancherlei Klarzustellen hat und wahrscheinlich unsere Anschauungen noch in manchen Punkten korrigieren wird, ist ja selbstverständlich. Aber über die Ratlosigkeit unserer Vorfahren gegenüber diesem Phänomen hat uns die Gründlichkeit und Unermüdlichkeit der Forscher endgültig hinausgehoben. Daß dabei freilich ein ganzer Mattenkönig neuer Rätsel ins Bewußtsein gekommen ist, die uns, im Verein mit zahllosen anderen Erfahrungen, das schon gelöst geglaubte Problem der Natur des Organischen wieder unnahbarer denn je erscheinen lassen, — das liegt in der Natur der wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt, die durch jedes gelöste Problem auf noch tiefere ungelöste geführt wird.

## Kleines Feuilleton.

### Wolkswirtschaft.

Das neue Afrika. Einer der wichtigsten Vorgänge unserer Zeit ist sicherlich die wunderbare Umwandlung, die sich seit 25 Jahren in Afrika vollzieht, nur vergleichbar mit jener Entstehung einer neuen Zivilisation, wie sie vor einem Jahrhundert etwa in den Vereinigten Staaten vor sich ging. Die Arbeit wird aber im schwarzen Erdteil noch rascher geleistet mit Hilfe der Erzeugnisse unserer modernen Technik. In diesem gewaltigen Prozeß der Erschließung des Landes bildet das Jahr 1910 einen wichtigen Markstein, und zwar sind es hauptsächlich drei Momente, die ein „neues Afrika“ geschaffen haben: die Gründung der südafrikanischen Union, die Fortführung der Kap-Kairo-Eisenbahn bis in das Gebiet von Katanga und die ersten Ueberschüsse der sogenannten Chartered, der britischen Südafrika-Gesellschaft. Seit der Aufindung der Diamanten von Kimberley im Jahre 1870 entstand aus einem Land der Ackerbauer rasch ein Land der Bergwerke. Von Kimberley, dessen Diamantenreichtum so viele lockte, sind fast alle die ausgegangen, die seit 1887 Johannesburg gegründet haben, die Goldminen von Witwaters-Rand fanden und Transvaal erschlossen. Von Kimberley ging Cecil Rhodes aus, der England ein ganzes nach ihm genanntes Land gewann. Die zweite Etappe in der Erschließung Südafrikas und dem Vordringen bis zum belgischen Kongogebiet entfaltete sich in der Ausbeutung der gewaltigen Goldminen. Witwaters-Rand ist heute der größte Goldlieferant der Welt. Mehr als 600 Millionen Mark Gold hat es im Jahre 1910 gegeben bei einer Gesamtgoldproduktion der Erde von circa 1900 Millionen Mark. Aber Transvaal birgt auch noch gewaltige Metallschätze anderer Art, außer Diamanten vor allem Zinn, Eisen, und kann ein nicht minder wichtiges Produkt, nämlich Kohle. Die Kolonisierung der weiten Gebiete von Rhodesia wurde zur selben Zeit, da aus Transvaal ein modernes Industriegebiet wurde, von der britischen Südafrika-Gesellschaft unternommen. 1889 gegründet, hat dies industrielle Unternehmen lange Zeit nur von Hoffnungen leben müssen. Jahr um Jahr vergrößerten sich die Ausgaben, wie dies bei dem Vordringen in einen unbekanntem Kontinent nur natürlich ist. Nun hat der Gewinn den Verlust überstiegen. Im Jahre 1904/05 hatte die Gesellschaft ein Defizit von 357 000 Pfund Sterling bei einer Bruttoeinnahme von 641 000 Pfund, 1907/08 ein Defizit von 153 000 Pfund bei 741 000 Pfund Einnahmen, 1908/09 ein Defizit von 66 000 Pfund bei 827 000 Pfund Einnahmen. Im Jahre 1909/10 ist bei einem Einnahmetat von 953 000 Pfund ein Gewinn von 28 000 Pfund erzielt. Damit ging die wirtschaftliche Erschließung Südrhodesias Hand in Hand, dessen Ausfuhr heute schon die Summe von 2 800 000 Pfund Sterling übersteigt. In derselben Zeit ist die Eingeborenenbevölkerung von 449 000 im Jahre 1900 auf 697 000 im Jahre 1910 gewachsen; das Vieh hat in demselben Verhältnis zugenommen: 250 000 Rinder gegen 36 000, 216 000 Hammel gegen 42 000.

Das beste Zeichen des Fortschrittes in der Kolonisierung dieses neuen Afrikas ist aber die sich immer weiter vorwärtst erstreckende Linie der Kap-Kairo-Eisenbahn. Die Strecke vom Kap nach Kimberley war 1884 bei Mafeking, 1896 bei Palapye angelangt. Nach einer zweijährigen Unterbrechung während des Burenkrieges wurde dann weitergebaut. 1903 zweigte man bei Dulawaho eine Strecke nach

der Küste ab, während die eigentliche Kap-Kairo-Linie an den Wasserfällen des Sambesi vorbei bis in das belgische Kongogebiet geleitet wurde. Hier liegt das große Kupfergebiet von Katanga, dem P. Sallior in einem Aufsatz der „Nature“ eine große Bedeutung für den Weltmarkt zuschreibt. Schon die ersten Forschungsreisenden, die dieses Land betraten, waren enthusiastisch von dem Metallreichtum, den die Erde hier birgt. Diese ungefähren Eindrücke sind gesteigert und präzisiert worden durch die Expedition Cornet im Jahre 1891 und besonders durch die genauen Untersuchungen, die im Jahre 1907 durchgeführt wurden. Heute ist es zweifellos, daß Katanga eines Tages, vielleicht 1915 oder 1920, eins der Hauptkupferzentren der Welt sein wird, um nicht viel später ein Mittelpunkt der Zinngewinnung und der Eisenindustrie zu werden. Der Hebung dieser gewaltigen Schätze stand bisher nur die Entfernung dieses Landes, das mitten im afrikanischen Kontinent liegt, von der Küste entgegen. Seit dem 1. Oktober 1910 berührt aber die Kap-Kairo-Eisenbahn an den Stationen von Salania und Elisabethville das Gebiet von Katanga, und innerhalb von 20 Jahren wird dieses reiche Land im Knotenpunkt eines Eisenbahnnetzes sich befinden. Die gewinnbringende Förderung der Metalle wird zwar noch manche Schwierigkeit bereiten, aber Katanga, das 1500 Meter hoch liegt, hat ein sehr gesundes Klima. Zwei große Gesellschaften, die Tanganika Concession und die Bergwerksgesellschaft von Ober-Katanga sind bereits am Werke. Wenn sich ihre Hoffnungen verwirklichen, werden sie die Tonne Kupfer zu 300—400 M. nebst Transportkosten bis zur Küste von 200 M. liefern können, so daß Afrika auf dem Kupfermarkt bald mit Amerika in Konkurrenz treten wird.

### Geologisches.

Unterseeische Gebirge. Die Ausdehnung der Weltmeere ist eine zu gewaltige, als daß der Mensch im Verlauf der wenigen Jahrzehnte, in denen eine eigentliche wissenschaftliche Meeresforschung stattgefunden hat, ihre Räume auch nur mit annähernd genügender Vollständigkeit erkundet haben könnte. Jedes Schiff, das sich zu solchen Zwecken auf den Weg macht, nimmt während seiner Fahrt Lotungen vor, um damit einen Beitrag zur Kenntnis des Meeresbodens zu liefern. Dennoch ist diese Kenntnis noch immer außerordentlich lückenhaft, wie Dr. Groll in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde zeigt. Er hat auf einem kleinen Weltbild die Meeresküste ausgezeichnet, innerhalb derer wenigstens mehr als eine Lotung auf einem Gradfelde (von 111 Kilometer die Seite) vorgenommen worden ist. Man sieht auf den ersten Blick, daß auf der hohen See nur auf wenigen Linien, die mit denen des Hauptschiffahrtsverkehrs zusammenfallen, häufigere Lotungen vorgenommen sind. Gut bekannt ist demnach der Meeresboden nur in der Nähe der Küsten. Daraus ergibt sich ohne weiteres der Schluß, daß man über die Gestaltung des Meeresbodens vorläufig noch wenig Sicheres aussagen kann. Im allgemeinen besteht die Annahme, daß der Meeresboden weniger scharfe Gegenstände aufweist als die Oberfläche der Festländer. Man würde danach erwarten müssen, daß der Boden der Ozeane, wenn deren Wasser plötzlich verschwinden würde, sich wie eine sanftwellige Landschaft ausnehmen würde. Diese Lehre gründet sich einmal auf die Lotungen selbst, andererseits auf die Erfahrungen, die man bei der Verlegung langer transozeanischer Kabel gemacht hat. Bei diesen hat es sich bisher immer als genügend erwiesen, dem Kabel eine Länge zu geben, die um 5 Proz. die an der Meeresoberfläche gemessene Länge übertraf. Dr. Groll ist nun aber zu anderen Folgerungen geführt worden. Danach muß es auf dem Meeresboden doch einen Wechsel der Formen geben, der wenigstens in manchen Gebieten eine Ähnlichkeit mit dem Gebirge der Festländer besäße. Dr. Groll meint geradezu, daß fast überall, wo Meeresstiefen durch häufigere Lotungen bekannt geworden sind, eine solche Schräglung der Tiefen nebeneinander sich herausgestellt hat. Als Beispiele werden zunächst die sogenannten Faraday-Hügel im Nordatlantischen Ozean erwähnt, deren Entdeckung im Jahre 1882 geschah. Sie müssen eine Höhe von 2000—3000 Metern besitzen und mit einer Steilheit bis zu 35 Grad aufsteigen, so daß der Vergleich mit einem Hochgebirge sogar von alpinen Formen durchaus nabeltegt. Dies untermeerische Gebirge hat nach den bisherigen 1903 ergänzten Lotungen eine Länge von mindestens 300 Kilometern. Einen ähnlichen Wechsel der Meeresstiefen, der auf das Vorhandensein solcher Gebirge deutet, ist auch in anderen Meeresstiefen zu finden, z. B. im Südatlantischen, im Indischen und im nördlichen Stillen Ozean. Es ist auch zu beachten, daß die ozeanischen Inseln vielfach nur als höchste Spitzen untermeerischer Gebirge aufgefaßt werden können. Die kleinen Antillen z. B. bilden die Gipfel eines Gebirges, das mit seinem Fuß auf der einen Seite in 6000—8000, auf der anderen Seite in 2000—4000 Metern unter dem Meere liegt. Das wären sogar Gebirge von der Entfaltung eines Himalaya. Von ähnlicher oder noch bedeutenderer Grobartigkeit sind die untermeerischen Gebirge, deren Krönung die Inselbogen Ostasiens und der Südsee darstellen. Die Tonga- und Kermadec-Inseln sind gar die Gipfel eines Gebirges, das eine Länge von 2000—2500 Kilometer besitzt und zu den größten bisher überhaupt bekannten Meeresstiefen von 9000 Metern und mehr hinab geht. Daraus wird es klar, daß der Meeresboden, wenn er zutage läge, gewaltigere Gebirge aufzuweisen hätte als irgend eins der Festländer.